

JAHRESMAGAZIN 2017

der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

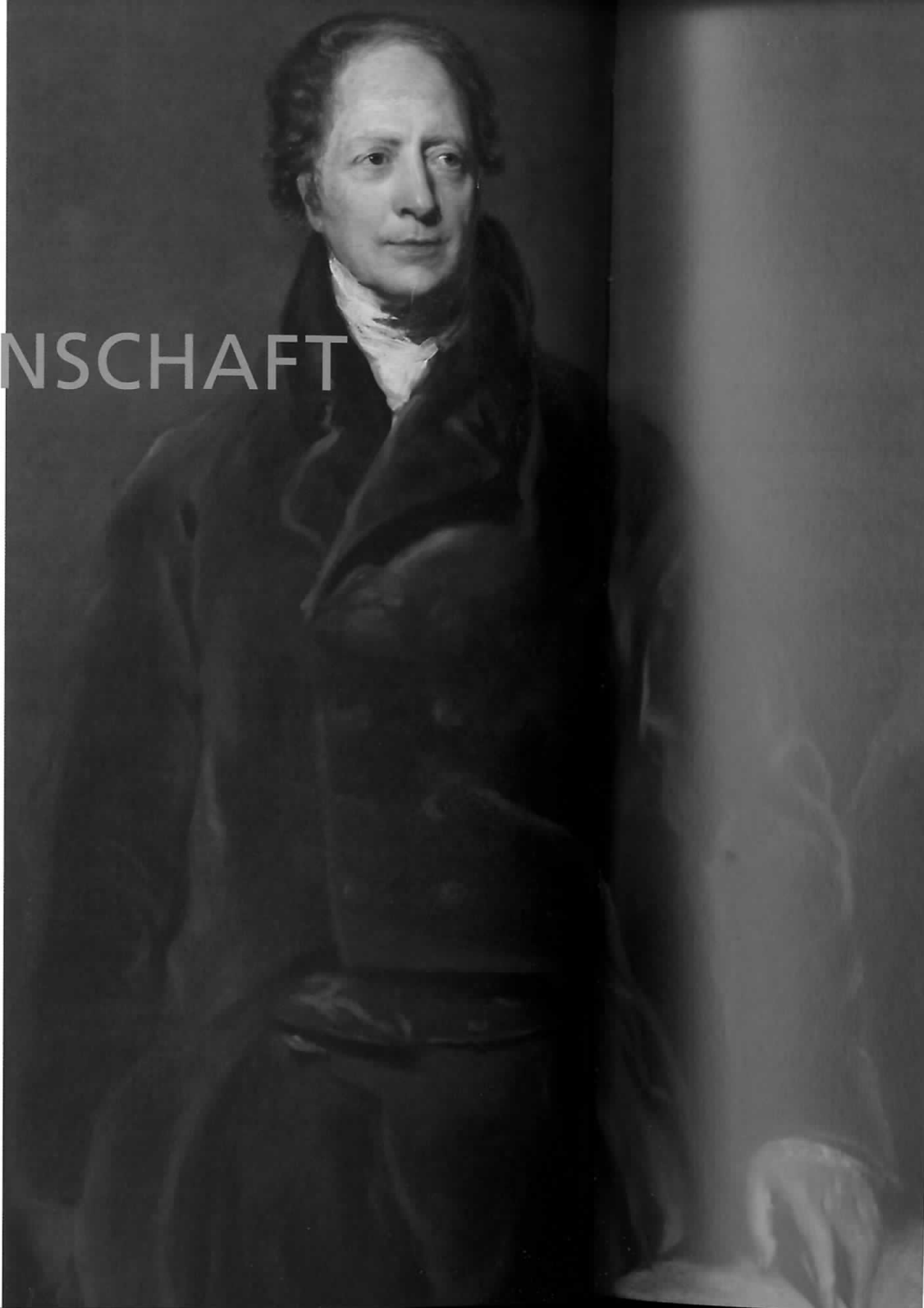
POLITIK UND SPRACHWISSENSCHAFT

EIN PORTRÄT WILHELM VON HUMBOLDTS
ZU SEINEM 250. GEBURTSTAG

Von Jürgen Trabant

WILHELM, ALEXANDER, CAROLINE
UND PREUSSEN

Wilhelm von Humboldt wird am 22. Juni 1767 als Sohn des Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt und seiner Frau Marie Elisabeth, geb. Colomb, in Potsdam geboren. Er wächst mit seinem 1769 geborenen Bruder Alexander auf Schloss Tegel bei Berlin auf, wo die Geschwister von verschiedenen berühmten Lehrern unterrichtet werden, unter anderem von Campe, Kunth, Dohm und Engel. Die Brüder beziehen gemeinsam die Universität, folgen dann aber ihren verschiedenen wissenschaftlichen Berufen – Alexander wird bekanntlich ein großer Naturforscher, während Wilhelm sich vorrangig der menschlichen Kultur, dem „Geist der Menschheit“, widmet. Sie bleiben doch zeitlebens auf komplementären Bahnen des Denkens eng miteinander verbunden. Die zweite für das



Wilhelm von Humboldt, Gemälde von Sir Thomas Lawrence, 1828

Leben und Werk von Wilhelm von Humboldt wichtige Bezugsperson ist Caroline von Dacheröden, eine hochgebildete Frau, die er 1791 heiratet. Die Lebens-Gemeinschaft von Wilhelm und Caroline von Humboldt stellt einen einmaligen Versuch der Gestaltung moderner Geschlechter-Beziehung dar, der wegen zahlreicher Trennungen des Paares durch Reisen und Umzüge ausführlich in einem Briefwechsel dokumentiert ist und als gemeinsames Lebens-Werk Caroline und Wilhelm von Humboldts gelesen werden kann.

Finanzielle Unabhängigkeit ermöglicht es Humboldt, den Staatsdienst, in den er eingetreten war, zunächst wieder zu verlassen und an verschiedenen Wohnorten (Erfurt, Berlin, Jena, Paris) und auf Reisen (Norddeutschland, Frankreich, Spanien, Baskenland) seinen individuellen Interessen nachzugehen, sich zu „bilden“, beziehungsweise nach seiner eigentlichen Berufung zu suchen: In freundschaftlicher Verbindung mit dem „klassischen Weimar“, vor allem mit Schiller, aber auch mit Goethe, widmet Humboldt sich der Philosophie, insbesondere der Philosophie Kants, der politischen Theorie, der klassischen Philologie, der Dichtung, der Ästhetik, bis er schließlich den Kern seiner Suche findet: die Sprache. Nach einem langen Paris-Aufenthalt (1797–1801) tritt Humboldt wieder in den Dienst Preußens. Von 1802 bis 1808 ist er Botschafter Preußens in Rom, ein herrlicher Posten, der seine deutsche Italien-Sehnsucht befriedigt, ihn vor allem aber die Antike in lebendiger Anschauung erleben lässt. Nach der Niederlage gegen Frankreich wird Humboldt nach Preußen zurückgerufen. Im Rahmen der durch die Napoleonischen Kriege ausgelösten Reformbemühungen ordnet Humboldt in wenigen Monaten 1809/10 das preußische Erziehungswesen neu. Die Gründung der Berliner Universität 1810 geht auf seinen Antrag zurück.

*Die Brüder bleiben zeitlebens auf
komplementären Bahnen des Denkens eng
miteinander verbunden.*

Obwohl seine Aktivität als Reformator des preußischen Erziehungswesens nur von kurzer Dauer war, ist die Gründung der Universität wohl als Humboldts welthistorische Großtat zu betrachten. Der britische Journalist Peter Watson nennt sie in seinem Buch über den „German Genius“ (2010) „Humboldt’s gift“, und er meint damit Humboldts Geschenk an die Menschheit. Humboldt kombiniert seine Erfahrungen als Student der modernen „Forschungs-Universität“ Göttingen und seine Pariser Beobachtungen

der neuen Wissenschafts-Institutionen der Französischen Republik, insbesondere des „Instituts“, mit seinen Einsichten in die Sprachlichkeit des Menschen: „Immer im Forschen bleiben“ ist die revolutionäre Forderung an die Universität. Das heißt, die Universität ist keine Schule, sondern eine „höhere wissenschaftliche Anstalt“, in der forschende Lehrer ihre in „Einsamkeit und Freiheit“ gewonnenen Einsichten dem Dialog mit den Studenten aussetzen, einem „Zusammenwirken“, in das Wissenschaft „als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem“ notwendigerweise eingelassen ist. Universität basiert auf dem „unabänderlichen Dualismus“ des menschlichen Sprechens und Denkens. Die neue Universität – deren Realität allerdings nicht ganz Humboldts Vorstellungen entsprach – wird ein Modell für die Universitäten der Welt.

Humboldt vertritt dann als Minister Preußen in verschiedenen internationalen Missionen in Wien, Prag, Paris, Frankfurt und London bei der Gestaltung der europäischen Staatenkonfigurationen im Krieg und nach dem Krieg mit Frankreich. Innenpolitisch gerät er zunehmend mit den erstarkenden reaktionären politischen Kräften in Konflikt, so dass er sich Ende 1819 aus der Politik nach Schloss Tegel zurückzieht. Humboldt lässt sein Haus als Ort antiker Kunst von Schinkel klassizistisch umbauen. Dort widmet er sich bis zum Ende seines Lebens ausgedehnten Sprachstudien. Er stellt seine wissenschaftlichen Arbeiten in der Berliner Akademie vor und agiert nur noch bei der Einrichtung des Königlichen Museums in öffentlicher Mission. Caroline, seine ebenbürtige Partnerin, die ihn in allen Dingen des Lebens begleitet und beraten hat – sie war vor allem auch eine wirkliche Expertin für moderne Kunst –, stirbt 1829. Für sie lässt Humboldt die schöne Grabstätte in Tegel errichten, in deren Mitte auf einer hohen Säule die Statue der „Spes“ von Thorwaldsen die Hoffnung auf eine jenseitige Vereinigung des Paares repräsentiert. Wilhelm von Humboldt stirbt am 8. April 1835.

ANTHROPOLOGIE UND VERGLEICHENDES SPRACHSTUDIUM

Es ging Wilhelm von Humboldt schon früh darum, den Menschen zu verstehen, genauer um die konkreten Erscheinungsformen des Menschen und damit um das, was die Zeit „Anthropologie“ nannte (im Gegensatz zur „Philosophie“, die das Universale des Menschseins erfasst). Dies schloss bei Humboldt ausdrücklich die Erkundung des eigenen Ich ein. Erkenntnis des eigenen Ich und „Menschenkunde“ fließen im Ideal der Bildung des Menschen zusammen, in der Aufgabe der „höchsten und proportionirlichsten Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (GS I: 107). Diese berühmte Formel findet sich in Humboldts politischem Hauptwerk, „Über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“, in dem er 1792 seine politischen Erfahrungen in Preußen und mit der französischen Revolution verarbeitet, das aber erst 1851, lange nach seinem Tod, im Druck erscheint. Im klassischen Griechenland sieht er die höchste Form menschlicher Kulturentfaltung, für deren Erforschung er 1793 einen systematischen Plan entwirft, den Friedrich August Wolf seiner „Altertums-wissenschaft“ zugrunde legt. In den Werken seiner beiden Dichterfreunde Schiller und Goethe begegnet ihm das Wunder menschlicher Kreativität, dem er nachgehen will. Es ist das von Kant ungelöst gelassene Geheimnis der Einbildungskraft. Humboldt denkt seinen vielleicht kühnsten Gedanken, wenn er – eingedenk der Lehre vom Bildungstrieb seines Lehrers Blumenbach – die Einbildungskraft in der Sexualität des Menschen, im erotischen Zusammenspiel des Männlichen und des Weiblichen, verankert. Diese riskanten körperlichen Triebkräfte sind für ihn die Basis auch der höchsten geistigen Kreativität.

Der politischen Kreativität ist er im postrevolutionären Paris auf der Spur, wo die menschlichen Dinge gerade neu geordnet werden. Die große Stadt mit ihren vielfältigen kulturellen Formen ist der angemessene Raum der Humboldt'schen Anthropologie, sofern ihn nicht

11, 12
 Man spricht zwar auch von einem Dualis in der Sprache von Wales und der Keltisch-Bretagne, der
 Völkern und der Weltweischen, —
 sogenannten Nennindien. (1) Es besteht jedoch nur darin, dass man über Kosen- reuungen der doppelten Nennindien die Zahl zwei + versteht. Da dies & bestän- dig und regelmäßig zu geschehen scheint, das Wort dabei im Singular bleibt, und der Plural einsteht, so wie es auf andern Begriffe (z. B. Indische) übertragen wird, so liegt hierin al- lerdings ein Beweis des Dualis, und die Verbindung verleiht hier ungenügend die Menge des auch — nicht mit dem Sanscrit zusammen, so zu werden. Aber in die Zahl der Sprachen, die wirklich einen Dualis besitzen, läßt sich kaum die Pygma- ie nicht aufzunehmen.
 ↳ das einzige Malte angenommen, dem Singular + deren Femininum in den Pluralen in dieser Verbindung sein Bedeutung verleiht,
 das Sanscrit, hervorgegangen
 meist vorkommt
 (1) W. Owen's dictionary of the Welsh language. Vol. 1. p. 20. Anmerkungen dazu. 1800. S. 199. S. 200. Owen erwähnt nur die Fortsetzung der Zahl zwei, nicht der beiden andern, für die Dualform allein, und die die doppelte. Man muß dies aber (ist) wohl nur auf Beobachtung seiner An- gabe beschränkt, nicht auf die Sprache setzen.
 ↳ Form. des Pluralen paralogi- der. S. p. 42.
 Bemerkbarer Spanischer Dualis (12) (weiter unten) in der Keltischen Sprache in den Formungen, Savi- sehen und Savioren in allen diesen in verschiedener Ausdehnung und Be- haltung nach Mundarten und Sit- ten, wie in der Folge näher bestimmt werden wird.
 Ueber den Europäischen Spra- chen, welche consistiren aus dem Zu- sammenhang mit dem Sanscrit haben, oder von denen dies gewiß noch zweifelhaft ist, werde ich über- blieft in der Folge nachbestimmt. Haupt- sächlich die Sprache (wovon weiter un- ten) nicht mit dem Sanscrit ver- wandte aber Dualis in Europa, aus dem Alt Indischen. wie mit Europa. S. Folie 10. Dualis bleibt im Arabischen. Das Hebräische hat ihn nicht, und demselben Tunde ich ihn in einer der zahlreicheren übrigen Affri- kanischen Sprachen, so wie auch einige, wie z. B. die Bundeische, von grammatischen Formen sind.
 Sonach scheint der Dualis nur in (mit der einzigen Ausnahme des Sapphirdischen, die wir noch als zwei- teilhaft haben lassen) & in der alten Welt nur in Affrikanien vorkommt.
 In dem demselben Stamm, als das Malabarische westindischen Affri- kanischen Sprachen kommt der Dualis nicht vor. Nur die durch die Malabarische dachon für sich selbst hier von Sanscrit (wovon weiter unten) hervorge- eine Ausnahme zu machen. Ueberhaupt ist es eine merkwürdige Beobachtung, daß der konstruktive und vollstän- dige Bau der Sanscrit Grammatik, außer dem Sanscrit and Plale steht, ganglich nach Europa übergesandt worden, mit dem Sanscrit zu- sammenhängenden Affrikanischen Sprachen aber nur viel weniger davon erhalten haben. Die Sprache kommen meistens ohne den Dualis in der Sprache des Sanscrit vor, welchen dem Sanscrit der Pluralen liegen, welchen dem Sanscrit jugendlicher sind. Es ist nicht

Wilhelm von Humboldt, Handschrift des Aufsatzes „Ueber den Dualis“

„primitive“ Zustände, sondern gerade die höchst entwickelten Formen der Menschheit interessieren.

In Paris ist es auch, wo er dann zum Zentrum der menschlichen Einbildungskraft, zur Sprache, vordringt. Er begegnet dort – zunächst nur in Büchern – der baskischen Sprache, die sich zutiefst von den anderen europäischen Sprachen unterscheidet, und er fragt nach den Auswirkungen solch tiefer Sprach-Differenz auf den denkenden Menschen. In kritischer Fortführung der kantischen Philosophie des Geistes – und im Anschluss an Herder – sieht Humboldt, dass die Aktivität der Einbildungskraft wesentlich sprachliche Synthese ist. Der menschliche Gedanke entsteht als Sprache, oder – in den berühmten Formulierungen seines Hauptwerkes: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken“ (GS VII: 53), und sie ist „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“ (GS VII: 46). Die Bildung des Gedanken in der Sprache ist damit notwendigerweise auch Bildung des Gedanken in einer bestimmten Sprache, die Erzeugung je verschiedenen Denkens in den verschiedenen Sprachen der Menschheit. Was Humboldt kantisch denkt, war schon eine Einsicht von Francis Bacon und John Locke – und eine Katastrophe für deren universalistische Wahrheitsvorstellungen.



Wilhelm von Humboldt,
Relief von Gottlieb Martin Klauer (1796)

Leibniz, der Begründer unserer Akademie, hatte dem philosophischen Lamento über die kognitive sprachliche Verschiedenheit entgegengehalten, dass diese gerade die „wunderbare Vielfalt“ des menschlichen Geistes zeige, die von einer Wissenschaft der Sprache beschrieben werden müsse. Humboldt greift die Leibniz'sche Idee der Beschreibung aller Sprachen der Welt als Wissenschaft des menschlichen Geistes auf und entfaltet deren Grundgedanken in seinen Reden über die Sprache an der Berliner Akademie. Die Akademie-Reden sind die wichtigsten Publikationen Humboldts zu seinen Lebzeiten.

Dem Baskischen, dem Humboldt die Erfahrung tiefer sprachlicher Verschiedenheit verdankt, gelten zwei Forschungsreisen ins Baskenland und seine ersten sprachwissenschaftlichen Analysen. Den verschiedenen „Weltansichten“ oder der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ ist Humboldt dann sein ganzes Leben lang auf der Spur. Gleichzeitig mit den baskischen Studien plante er eine Darstellung des Griechischen, widmete sich dann aber den amerikanischen Sprachen. Sein Bruder Alexander hatte Grammatiken und Wörterbücher aus Amerika mitgebracht, über die Wilhelm eine Abhandlung für das große Reisewerk Alexanders schreiben sollte. Vom Chinesischen, den ägyptischen Hieroglyphen, dem Sanskrit gelangt Humboldt schließlich zu den austronesischen Sprachen, den „Sprachen der Südsee“, die sein unvollendetes Hauptwerk, „Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java“, behandelt. Die Einleitung, die unter dem Titel „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ posthum 1836 erscheint, enthält die Summe seiner sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Einsichten.

Die Vorträge, die Wilhelm von Humboldt an unserer Akademie hielt, dokumentieren den Weg seines, wie er es nannte, „vergleichenden Sprachstudiums“. Es sind Entwürfe und Kapitel einer anthropologisch-vergleichenden

Linguistik, die auf die strukturelle und synchrone Deskription und Vergleichung der Sprachen der Welt abzielt und nicht wie die historisch-vergleichende Linguistik eines Bopp oder eines Grimm auf die diachrone Entwicklung der Sprachen einer Sprachfamilie. Zwar war die historische Sprachwissenschaft das herrschende Paradigma fast bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, das Humboldt'sche – anthropologische – Paradigma der Sprachwissenschaft war aber das modernere, das erst im 20. Jahrhundert in der deskriptiven Sprachwissenschaft erblühte. Die bleibende Erkenntnis dieser philosophisch grundierten Sprachwissenschaft ist die Einsicht in die fundamentale

Humboldt greift die Leibniz'sche Idee der Beschreibung aller Sprachen der Welt als Wissenschaft des menschlichen Geistes auf.

Sprachlichkeit des menschlichen Denkens, in die unleugbare Präsenz verschiedener Semantiken im Denken und in die damit verbundene poetische Kostbarkeit der Sprachen der Menschheit als bedeutender Schöpfungen des menschlichen Geistes. Sprachwissenschaft hat eine große Aufgabe: „Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit“ (VII: 602f.). Dies galt vor 250 Jahren und gilt auch heute noch. Und so lohnt es sich, Wilhelm von Humboldt immer wieder neu zu entdecken – nicht nur anlässlich seines Geburtstages.

Prof. Dr. Jürgen Trabant ist Professor emeritus für Romanische Philologie. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und leitet das Projekt „Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft“.